Sawsan, endlich frei

Im Sommer 2014 überfallen Terroristen des Islamischen Staats die Dörfer und Städte der Jesiden im Irak. Ermorden Tausende, verschleppen Tausende mehr, vor allem Mädchen und Frauen. Sawsan Alomar ist eine von ihnen. Acht Jahre ist sie vermisst. Dann kann ihre Mutter sie nach Deutschland holen

Von Helena Weise, GEO, 15.11.2024

Zu lange ist es her, dass sie das Mädchen auf diesem Foto war. In einem grünen Kleid blickt es direkt in die Kamera, hat die Arme vor der Brust verschränkt. 15 oder 16 Jahre alt war sie da, so genau weiß sie das nicht mehr. Es ist das einzige Überbleibsel von ihrem alten Ich aus der Zeit vor der Gefangenschaft. Zumindest das einzige, das sie in den Händen trägt und nicht im Kopf.

An diesem Abend wirft Sawsan Alomar nur einen kurzen Blick auf das Foto, bevor sie es in ihren Koffer schiebt, zwischen den ferngesteuerten Spielzeugtruck für ihren Bruder und die Parfümflacons für ihre Schwestern. Sie kniet auf den Fliesen, neben dem Metallbett, in dem sie die letzten Monate geschlafen hat, hier im Haus ihres Onkels in Shingal*, einer Stadt im Norden des Irak. Ihre Mutter faltet neben ihr Wäsche. Sie ist gekommen, um Sawsan zu holen, in ein Zuhause, das die Tochter noch nicht kennt. Ihre Großmutter und ihre Tanten sitzen an die Wand gelehnt und knacken Sonnenblumenkerne. Zwischendurch fällt der Strom aus. Im Dunkeln leuchten die Frauen mit den Lampen ihrer Smartphones in den halb gepackten Koffer, in den alles passen muss, womit Sawsan ihr neues Leben beginnen wird.

Sie schläft nur wenig in dieser Nacht, wie in allen anderen Nächten. Als es dämmert, steht sie leise auf, um die Kinder der Tanten nicht zu wecken, die neben ihr auf Matratzen liegen. Sie setzt sich zu ihrer Mutter auf den Küchenboden, trinkt einen Tee und isst etwas Brot.

Unter dem Wein, der im Innenhof rankt, umarmt sie dann ein letztes Mal ihre Tanten. Ihr Onkel wuchtet die Koffer auf die Ladefläche des Pick-ups, der sie nach Arbil zum Flughafen bringen soll. Er weint, als er ihr nachwinkt.

Sawsan sieht aus dem Fenster. Sandstaub streut das Scheinwerferlicht der Autos. Männer mit Waffen bewachen die Straßen von provisorischen Posten aus. An der Hauptstraße stehen menschengroße Buchstaben: „I ♡ Sinjar“. Rot heben sie sich inmitten der Lehmfarben der Stadt hervor. Das Herz in der Mitte ist an einigen Stellen mit Klebeband repariert.

Vor ihr liegt Deutschland. Vor ihr liegt Sicherheit. Übermorgen wird sie ihre Geschwister umarmen, die sie das letzte Mal vor mehr als acht Jahren gesehen hat. Sie wird die Wohnung betreten, in der die Schwestern und der Bruder groß geworden sind, wird mit ihnen das Zimmer teilen und ihren Alltag. Hinter ihr liegt alles, was sie vergessen will.

Noch bevor der Geländewagen den ersten Checkpoint an der Stadtgrenze von Shingal erreicht, fallen Sawsan die Augen zu.

Shingal, eine Stadt in der irakischen Provinz Ninawa, nahe der syrischen Grenze. Hier fängt Sawsans Geschichte an. An diesem Morgen im Mai 2023 ist es die Geschichte ihres Aufbruchs nach Deutschland. Vor 25 Jahren war es die Geschichte ihrer Kindheit und des Lebens, das sie kannte. Vor zehn Jahren, am 3. August 2014, begann hier, was sich als der 74. Ferman, der 74. Genozid, in das kollektive Gedächtnis der Jesidinnen und Jesiden eingebrannt hat. Am selben Tag begann die Geschichte ihrer achtjährigen Versklavung durch den sogenannten Islamischen Staat.

„Lass uns nicht darüber sprechen, was geschehen ist“, hat Sawsan ihre Mutter gebeten. „Lass uns noch einmal Kinder sein und gemeinsam groß werden.“ Es ist der Wunsch nach dem Vergessen. Nach Augen, die nichts gesehen haben. Nach einem Körper, der nicht missbraucht wurde. Nach einem unbekümmerten Neuanfang. Aber wie geht das, wenn sich das Trauma derart tief eingeschrieben hat, dass kaum noch etwas von dem Menschen übrig ist, der man einmal war? Wann hört Vergangenheit tatsächlich auf – und fängt die Zukunft an?

Wenige Tage vor dem Abflug nach Deutschland sitzt Sawsan in einer weißen Bluse mit blau gestickten Blumen auf der Rückbank eines alten Dodge, vor ihr ihre Mutter. Ihr Onkel Madschid schraubt im niedrigen Gang die Kurven hoch, in die Altstadt Shingals, deren Häuser sich bald in den ersten Hügeln des Gebirges verlaufen, das über der Stadt wacht.

Es ist einer dieser Tage, an denen die Hitze nur langsam aus dem Asphalt kriecht. Orangerot überstrahlt die sinkende Sonne die Verwüstung. Hier stand der Casinoclub, sagen sie im Vorbeifahren. Hier war ein Park, durch den man lange gehen konnte, ohne die Sonne zu sehen. Hier kauften die Leute Brot, hier tranken sie morgens Tee. Erinnerungen an eine Stadt, verschüttet unter Trümmern, aus denen nur vereinzelt Schornsteine ragen und Treppen, die ins Leere führen.

Was hier passiert ist und worüber Sawsan noch schweigt, hat ihre Schwester Jihan in einem Buch** festgehalten. Sie schreibt:

„Wir wurden gegen drei Uhr nachts von den Bomben und Schüssen des IS in den Nachbarstädten geweckt. Es war Sommer, also schliefen wir alle auf den Dächern unserer Häuser."

Am 3. August 2014 fielen die Milizen des IS in die Stadt ein. Sawsan und ihre Familie versuchten in die Berge zu fliehen, aber sie schafften es nicht. Vermummte Kämpfer versperrten ihnen den Weg und nahmen sie gefangen. Männer und Frauen wurden getrennt.

„Jeder um mich herum schrie den Namen seines Vaters, Bruders, Ehemannes oder Sohnes. Der Lärm war ohrenbetäubend, alle Frauen und Kinder weinten."

Es folgten Monate der Fahrten in abgedunkelten Bussen an Orte, die sie nicht kannten. Schläge, Erniedrigungen und Misshandlungen durch eine gesichtslose Armee, die sie hasste. Männer, in deren Augen sie Ungläubige waren. Märkte, bei denen Soldaten sich Mädchen und Frauen aussuchten wie Ware. Monate, in denen sie sahen, wie Familien, die versuchten zu fliehen, ermordet wurden. Und wie ihre eigene auseinandergerissen wurde: Ihren Vater schleppten sie gleich am ersten Tag fort. Etwas später ihre kleine Schwester, die zwölfjährige Jilan. Dann den dreizehnjährigen Bruder Khuder.

„Kurz darauf bemerkte ich, wie auch meine große Schwester Sawsan plötzlich von uns weggezogen wurde. Ein Mann hatte sie am Arm gegriffen und zog sie ruckartig zu sich. Sie schrie und versuchte, den Griffen des Mannes zu entkommen. Er schlug ihr mit geballter Faust ins Gesicht."

Eine Zeit lang schaffte es Sawsan, die Männer abzuwehren, behauptete, ihr kleiner Bruder sei ihr Sohn, oder sie täuschte Ohnmachtsanfälle vor, wie ihre Schwester sich später erinnert. Bis bei einem Frauenmarkt im syrischen Raqqa ein hochrangiger IS-Offizier sie kaufte. Wieder gab sie vor, Mutter zu sein, dieses Mal nahm sie ihre kleine Schwester mit. Doch es schützte sie nicht. Das letzte Mal sah sie ihre Mutter und die Schwestern in der Wüste al-Anbar, im Irak.

„Eines Morgens reisten vier Autos mit IS-Männern an. Sawsan war versteckt in einer schwarzen Burka, und wir konnten nur ihre Augen erkennen. Sie sagte: ‚Ich lasse jetzt meine Tochter bei euch, Mama.' Wir durften keine Fragen stellen. Sawsan musste wieder ins Auto steigen. Das war das letzte Mal, dass ich sie gesehen habe."

Es wird immer stiller im Dodge des Onkels. Sawsans Mutter Sajidah schnalzt auf dem Vordersitz mit der Zunge, schüttelt den Kopf und klammert sich an die Handtasche auf ihrem Schoß. Sie blickt durch das Fenster auf die Stadt, die ihr Zuhause war. Shingal ist zu einem Mahnmal geworden. Die amerikanischen Bomben, mit deren Hilfe kurdische Kampfeinheiten die Stadt vor neun Jahren vom IS befreiten, haben eine Kriegskulisse hinterlassen; bis heute hat niemand aufgeräumt. Die Straße zieht sich als Schneise durch den Schutt. Sawsans Onkel biegt links ein, dann wieder links. Vor einer Ruine kommt er zum Halten.

Sawsan bleibt noch einen Moment auf der Rückbank sitzen. Ihre Mutter stößt die Autotür auf und hastet in weißen Sneakern über verdorrtes Gras auf eine Fassade zu, die übersät ist von Einschusslöchern. Sie verschwindet hinter dem türlosen Eingang. Über die Stille der leblosen Straße ziehen die leiernden Töne ihres Weinens.

Mit langsamen Schritten folgt ihr Sawsan. Zwischen sich und dem, was sie sieht, hält sie ihr Smartphone, filmt den Innenhof, aus dem alles von Wert herausgerissen wurde, den Müll. Sie filmt ihre weinende Mutter, die von Zimmer zu Zimmer eilt, ohne eines zu betreten. Sie filmt die schwarz getrockneten Blutspuren auf dem Boden, die in

einen Raum führen, an dessen Wand in roter Farbe „mohamad“ gesprayt steht. Ihr Gesicht bewegt sich nicht, in ihren weit geöffneten Augen stehen Tränen. Die Trauer, die ihre Mutter den nackten Mauern entgegenschleudert, prallt an ihrem starren Blick ab.

Das erste Mal seit dem Angriff IS sind sie in ihrem alten Haus. Etwa 5000 Menschen tötete die Terrormiliz bei diesem Angriff. Knapp 7000 Frauen und Kinder wurden verschleppt, versklavt und systematisch vergewaltigt. Von ihnen werden noch immer 2600 vermisst. Acht Jahre lang war Sawsan eine von ihnen.

Ihrer Mutter, vier ihrer Schwestern und dem kleinen Bruder gelingt nach zehn Monaten mit der Hilfe eines Onkels die Flucht. Sie hören von einem Projekt, das Familien aus dem IS-Krieg nach Deutschland bringt – ein Sonderkontingent des Landes Baden-Württemberg für 1100 jesidische Frauen und Kinder. Im Januar 2016 landen sie in Stuttgart und werden mit Bussen nach Tübingen gebracht. Sie ziehen in eine Vierzimmerwohnung in einem Block am Stadtrand. Sie werden psychologisch betreut und von Sozialarbeiterinnen begleitet. Die Kinder besuchen die Schule und spielen im Fußballverein, sie schließen Freundschaften und gehen auf erste Partys. Mit 15 Jahren schreibt Jihan, Sawsans Schwester, das Buch über ihre Zeit beim IS. Erinnerungen, für die Sawsan keine Worte hat.

„Sie sahen uns nicht als Menschen an, sondern als Dinge, mit denen sie machen konnten, was sie wollten. Während um sie herum Frauen und Kinder heulten, schrien und bettelten, lachten sie nur.“

Von Sawsan gibt es jahrelang weder einen Beweis für ihren Tod noch einen Hinweis auf ihr Überleben. Auch ihre Familie hat einen Abzug des Fotos, auf dem sie in einem grünen Kleid die Arme vor der Brust verschränkt. Sie hängen es an eine Schnur neben dem Esstisch in Tübingen, zwischen die Fotos der übrigen Vermissten: Vater, Bruder, Cousinen und Cousins. So wacht sie, eine ewig Sechzehnjährige, über das neue Leben ihrer Familie.

Dann, im September 2022, bekommt Sawsans Mutter Sajidah einen Anruf von ihrem Bruder, der in Shingal lebt. „Sawsan ist frei“, sagt er. „Ruf unter dieser Nummer an.“ Die Nummer gehört einer Kämpferin der kurdischen Frauenverteidigungseinheiten,

die Sawsan aus einem Camp in Syrien befreit haben. Sie schwenkt die Kamera ihres Smartphones zu der Frau, die neben ihr sitzt. Da ist sie, ihre Tochter. Sie hat Zähne verloren von den Schlägen. Dünner und kleiner ist sie als in ihrer Erinnerung, wie geschrumpft vor Traurigkeit. So erzählt es Sajidah später. Aber sie ist es.

Ein weiteres halbes Jahr vergeht, in dem Sawsan bei ihrem Onkel und seiner Familie lebt. Als sie im Mai 2023 ihr Visum für Deutschland erhält, bricht ihre Mutter auf, um sie in das Land zu bringen, das für ihre übrigen Kinder schon ein Zuhause geworden ist.

„Ich bin stolz darauf, ein Mädchen aus Shingal zu sein", sagt Sawsan vor der Abreise im Haus ihres Onkels. Sie sitzt auf einem Sofa, in der kalten Luft der Klimaanlage. Sie spricht so leise, dass ihre Stimme gegen den Krach der Kinder, die nebenan spielen, kaum zu hören ist. Zwischendurch legt sie eine Hand auf ihr Herz. Doch die Erinnerungen kommen ihr hier zu nah, die schönen und die schrecklichen, meist dicht gefolgt. Eltern erkennen sie auf der Straße und fragen, ob sie ihre Töchter in der Gefangenschaft gesehen habe.

Als Kind kannte Sawsan alle Leute im Ort, erinnert sich ihre Mutter. Jede Ecke und jeden Marktverkäufer. Sie wollte nie zu Hause bleiben. Sie liebte es, bei Festen zu tanzen, und trödelte im Haushalt, weil sie dabei Musik hörte und mitsang. Sawsan war verwöhnt, erzählt ihre Großmutter, die jetzt auch in Deutschland lebt. Sie bekam alles, was sie sich wünschte. Als sie sich in einen jungen Mann verliebte, erzählte sie es den Frauen in ihrer Familie. „Sie hat nichts versteckt", sagt ihre Großmutter. „Wir wussten alles von ihr. Wir hatten keine Geheimnisse." Sawsan heiratete, kurz bevor der IS kam.

Die Frau, als die sie zurückkehrte, ist 24 Jahre alt, und es gibt seltene Momente, in denen ihr Gesicht das verrät. Wenn ihre Großmutter einen Scherz macht zum Beispiel, dann bricht ein Lachen aus ihr heraus, das auch ihre Hand nicht aufhalten kann. Dann glätten sich die strengen Linien, die sich über ihre Stirn und zu ihren Mundwinkeln ziehen, und die Müdigkeit, die sonst schwer auf ihren Zügen liegt, hellt sich auf. Sie spricht Arabisch besser als ihre Muttersprache Kurmandschi, einen kurdischen Dialekt, den ihr der IS verbot.

Der Junge, den sie damals heiratete, ist mittlerweile ein Mann und hat eine neue Familie gegründet, während sie fort war. Auf ihrer Hand trägt sie noch seine Initialen, die sie sich in der Gefangenschaft tätowiert hat.

Sie fürchtet sich vor Männern, die sie auf der Straße grüßen, manchmal sogar vor ihren eigenen Onkeln. Würde sie es nicht sagen, würde man ihr diese Angst nicht anmerken. Gut verschlossen trägt sie sie in sich, zusammen mit den Erinnerungen, die Besitz von ihr ergreifen, wenn sie allein ist oder nachts nicht schlafen kann.

Sie will nicht gefragt werden, was ihr passiert ist. Die Fragen öffnen Türen, die sie vielleicht nicht wieder schließen kann. „Alle wissen, was wir gesehen und erlebt haben durch die Hand des IS“, sagt sie nur.

Und das stimmt. Seit Jahren legen Frauen, die den IS überlebt haben, Zeugnis darüber ab, was ihnen widerfahren ist. Sie schreiben Bücher, geben Interviews, werden ausgezeichnet, so wie Nadia Murad, die 2018 den Friedensnobelpreis erhielt, oder Sawsans Schwester Jihan, die mittlerweile 20 Jahre alt ist und in den Bundestag eingeladen wird. Frauen, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die Stimme und das Gedächtnis der jesidischen Gemeinschaft zu sein.

Sawsan weiß noch nicht, ob sie zu diesen Frauen gehören will, ob sie irgendwann wird sprechen können. Sie will zuerst etwas für sich tun, für ihre Zukunft. Sie träumt davon, Übersetzerin zu werden. „Wenn ich darüber nachdenke, gibt es etwas in mir, das glücklich ist“, sagt sie. „Ich denke: Inschallah kann ich das schaffen, solange meine Mutter und meine Schwestern bei mir sind.“

Das ist der 28. Mai 2023, als Sawsan mit ihrer Mutter in Frankfurt am Main landet. In der Ankunftshalle schaut Jihan immer wieder von der Anzeigetafel zum Ausgang. EBD 427, Arbil, gelandet, Ausgang E. Sie trägt einen Strauß roter Rosen. Mit ihrem Finger schnippt sie gegen die Plastikfolie. 11:30 Uhr. „Boah, mein Herz, ey“, sagt Jihan und wippt auf ihren Sneakern hin und her. „Die sollen jetzt mal kommen.“

Immer wieder öffnet sich die Schiebetür, und eine andere Gruppe jubelt, umarmt, überreicht Blumen. 11:45 Uhr. Immer noch nichts. Jihan wickelt die Rosen aus der Folie. 12:00 Uhr.

„Da sind sie“, sagt Jihan plötzlich tonlos und lächelt. Tränen sammeln sich in ihren Augen, sie atmet aus. Winkt. Sawsan hebt von Weitem die Hand, als sie ihre Schwester erkennt. Niemand jubelt, niemand rennt. Sie treffen sich in der Umarmung.

Für einen Moment stehen sie einfach so da, zwei Körper, nur bewegt durch ihr Weinen. Kurz lösen sie sich voneinander, schauen sich an, umarmen sich wieder. Jihan hält Sawsans Kopf an ihrer Schulter, streicht ihr über die Haare.

Eine 10-Jährige und eine 16-Jährige, die sich verabschieden, eine 19-Jährige und eine 25-Jährige, die sich begrüßen.

Dann geht der Moment vorbei, das Getümmel in der Ankunftshalle hat sich aufgelöst. Sawsan scheint jetzt erst ihre Umgebung wahrzunehmen. Sie kreuzt die Arme vor dem Paillettentop, dessen Ausschnitt ihre Tante vor dem Abflug mit der Hand noch ein paar Zentimeter höher zugenäht hat. Während sie den Gepäckwagen in Richtung Parkhaus schieben, diskutieren Jihan und ihre Mutter ausgelassen darüber, wie viel Geld die Geschwister ausgegeben haben, während sie im Irak war.

Sawsan läuft stumm neben ihnen her. Ihr Gesicht ist leer vor Müdigkeit. Das Warten auf Deutschland ist vorbei. Sie ist angekommen, zumindest ihr Körper ist hier.

Ist das ein Traum?, fragt sie sich auf der Fahrt nach Tübingen, bei der sie keinen einzigen Checkpoint passieren müssen und niemand sie nach ihrem Ausweis fragt. Träumt sie, als sie ihren kleinen Bruder Ameer an der Haustür stehen sieht? Er war noch ein pummeliges Baby, als sie getrennt wurden, zehn Monate alt. In Gedanken hat sie ihm beim Aufwachsen zugesehen. Wie groß er jetzt wohl ist? Was er wohl macht? Ob er seinem großen Bruder Khuder ähnlich sieht, der noch vermisst ist? Er hat kurz gezögert, bevor er sie begrüßt hat. Das Mädchen auf dem Foto, er lernt es jetzt erst kennen.

Plötzlich ist die Zukunft greifbar, die sich Sawsan so lange ausgemalt hat: Die Zukunft schmeckt nach dem Biryani ihrer Mutter. Sie riecht wie der grau geflieste Hausflur, nach Turnschuhen und angebratenen Zwiebeln. Sie klingt nach dem steten Rauschen der Lastwagen, die auf der Bundesstraße vor ihrem Haus fahren – und nach den Youtube- Videos, die Ameer nach der Schule schaut. Sie ist zu Alltag geworden. Zum Alltag der anderen, den sie sich borgt, solange sie keinen eigenen hat.

Es ist ein sonniger Junitag in Tübingen. Sawsan steigt in ein flaschengrünes Tretboot, schwankt kurz und setzt sich dann schnell neben Jihan, die nach dem Lenkrad greift und zu treten beginnt. Sawsan trägt eine lange Jeans und Cardigan, ihre Schwester eine kurze Hose, Top und Smartwatch. Sie tuscheln wie Teenager und kichern, als sie das Boot aus Versehen in einen Busch lenken. Sajidah hat sich nach hinten gesetzt und die Sandalen ausgezogen. Sie nascht eine Dattel und betrachtet ihre Töchter. Sie taucht ihre Hand in das kalte Wasser und lässt es über ihre Füße tröpfeln. Sie lächelt still vor sich hin.

Dieser Tag ist so harmonisch und die Welt in diesem Moment so heil, dass es klebt. Die Studierenden, die in der Sonne Kaffee trinken, der Mann da in Funktionsjacke auf dem E-Bike, die Frau, die auf dem Markt Körnerbrot verkauft, sie wissen nicht, dass Sawsan den IS überlebt hat. Und sie verrät sich nicht. Sie bummelt mit ihrer Schwester durch Klamottenshops, klaut ihr eine Frühlingsrolle aus der Pappschachtel, isst ein Raffaello-Eis. Sie sieht sich nicht staunend um. Sie fragt nichts. Sie bewegt sich durch die Stadt, als wäre sie hier aufgewachsen.

„Ich wundere mich, wie sie es schafft“, sagt ihre Mutter, im Schneidersitz auf der großen Couch im Wohnzimmer. „Sie steht morgens auf, sie macht den Haushalt. Wie die anderen. Sie gewöhnt sich schnell an das neue Leben.“ Über ihr hängen drei Fotos, die kurz nach der Ankunft ihrer Familie in Tübingen entstanden sind: Auf dem größten sitzt sie in der Mitte ihrer Kinder, um den Kopf hat sie ein helles Tuch gelegt, auf dem Schoß hält sie Ameer. Alle lächeln so, wie man lächelt, wenn jemand sagt, dass man lächeln soll. „Als ich Sawsan das erste Mal sah, wollte sie keine Hosen tragen“, sagt Sajidah über ihre Tochter, die in der Gefangenschaft ihr Gesicht und ihren Körper zu verhüllen hatte. „Dann kam sie nach Shingal, sah, wie die Frauen sich kleideten, und zog ein ärmelloses Kleid an. Ich habe vor Freude geweint. Jetzt tauscht sie Klamotten mit ihren Schwestern.“

Sawsans Trauma beginnt nicht mit dem 3. August 2014. Generationen ihrer jesidischen Vorfahren haben Genozide erlebt und die Spuren, die sich in Körper und Psyche eingeschrieben haben, an ihre Kinder weitergegeben. Verfolgt zu werden ist eine kollektive Erinnerung. Gleichzeitig hat die Erfahrung, dass sich Geschichte

wiederholt, sie auf paradoxe Weise widerstandsfähiger gemacht. „Mit jedem Genozid wird unser Glaube größer“, sagt Sajidah mit bohrendem Blick. „Sie denken, sie nehmen uns unseren Glauben, aber es ist umgekehrt. Sie sollen hören, wie wir sagen: Sie haben uns nicht besiegt.“

„Fünf Tage nach unserer Gefangennahme, als unsere Lage immer schlimmer wurde und die meisten von uns auch die letzte Hoffnung verloren, schlug eine der Frauen vor, wir sollten uns alle gemeinsam umbringen. Für mich war der Gedanke irgendwie befreiend.“

Ein paar Monate später . Der Herbst kündigt sich an, die Kastanien verlieren ihre Blätter, aber es ist noch so heiß, dass in der Steinlach neben dem Haus kleine Kinder baden. Sawsan hat ihre Haare auf Schulterlänge abgeschnitten, sie trägt eine Goldkette mit ihrem Namen. Sie sitzt im Wohnzimmer vor dem Ordner, in dem sich ihre Unterlagen stapeln, und versucht vergeblich, das Sparkassen-Onlinebanking auf ihrem Handy zu installieren. In der Küche albern ihre Schwestern herum, während sie das Geschirr abspülen. „Bald heiße ich Frau Müller“, sagt Jilan. Sie hat heute als Erste der Familie ihre Einbürgerung beantragt. Die jüngere Jihan lacht. Sie war gestern auf dem Wasen in Stuttgart, und ihre Freundinnen haben sich über ihr Dirndl lustig gemacht. „ Dann habe ich die deutsche Hymne gesungen“, sagt sie und hebt feierlich die Hand. „ Einigkeit und Recht und …“, sie prustet und dreht sich weg.

Ameer ruft auf Kurmandschi aus seinem Zimmer. Er will, dass seine Mutter ihm hilft, seine Fußballschuhe anzuziehen. „Du bist schon groß, Ameer“, ruft sie zurück. „Du kannst das allein.“ Wütend knallt er die Tür zu. Sawsan zieht die Augenbrauen hoch, geht ihm nach. Einen Moment später kommt sie wieder raus. „Yallah“, sagt sie streng.

Ihr Leben außerhalb der Wohnung lässt auf sich warten. Sie hat immer noch keine Aufenthaltserlaubnis und keinen Platz im Sprachkurs. Doch das Leben hier drin, in dieser Wohnung mit dem braunen Teppichboden und den Kunstblumen, hat Platz für sie gemacht. Von der Vermissten auf dem Foto wird sie zu der großen Schwester, die sein zu können sie gehofft hatte. „Wenn sie jetzt etwas brauchen, kommen sie zu mir“, sagt sie lächelnd. „Jeder von ihnen, der mich um etwas bittet, macht mich glücklich.“ Sie will ihren Geschwistern zeigen: Sie schafft es, obwohl sie diejenige war, die am längsten

fortblieb. „Manchmal sehen sie mich und fragen: ‚Ist etwas? Warum bist du traurig?‘ Sie stehen um dich herum und sehen dich schwach, und dann sehe ich auch in ihren Augen die Trauer.“

Der Schmerz der anderen liegt länger zurück, aber drängelt sich im Alltag immer wieder dazwischen, unplanbar, unvermeidbar. Er ist da, wenn Sajidah auf dem Weg zu Ameers Fußballtraining die Schläge der IS-Kämpfer erwähnt, von denen ihr auch nach fast zehn Jahren noch die Hand schmerzt. Er ist da, wenn der Sparkassenbeamte bei der Kontoeröffnung nach der Unterschrift des Vaters fragt. Er erschreckt Jihan bei Gewitter oder wenn ein Hubschrauber über ihrem Kopf kreist.

Deswegen sagt Sawsan nichts. Um den Schmerz nicht aufzurütteln, der in ihnen allen schläft. Sie sieht ihre Mutter und wie stark sie heute ist. Sie erinnert sich oft daran, wie sie sich das letzte Mal sahen, bevor der IS sie fortbrachte. Sawsan habe mehrmals versucht, ihr Leben zu beenden. Und auch ihre Mutter war damals kaum wiederzuerkennen; eine zerstörte Frau, ihres Mannes, ihres Sohnes, ihrer Töchter beraubt. Wie eine Blume, die verwelkt war, so sagt es Sawsan. Seitdem träumte sie davon, eines Tages in ihren Schoß zurückzukehren. „Ich muss ihr eine Stütze sein“, sagt sie. Eine Stütze für ihre Mutter, ein Ebenbild ihrer Stärke.

„Wir hatten keine Kraft mehr, Fragen zu stellen. Wir waren wenigstens zusammen, und das war das Wichtigste. Jeder von uns musste lernen, mit den Bildern im Kopf weiterzuleben.“

Mittlerweile ist es Dezember. In der Tübinger Wohnung warten Sajidah und ihre Töchter darauf, dass die Sonne untergeht. An diesem Wochenende feiern sie Îda Êzî, das Fest zu Ehren ihres Gottes. Sie decken den Tisch für das Fastenbrechen, stülpen einen Topf mit Dolma und Hühnchen, gefüllten Weinblättern und Auberginen auf ein Silbertablett. Ameer sieht fern. Seine Schwestern ermahnen ihn, leiser zu machen. In der Küche sammeln sich die Gäste, die Großmutter, zwei Onkel, Ameers Nachhilfelehrer, eine Freundin von Jihan aus der Schule. Sie essen, danach serviert Sajidah schwarzen Tee. Ameer rennt in sein Zimmer und zeigt seine Autogrammkartensammlung vom FC Bayern München. „So mach ich Schwalbe“, ruft er und kugelt sich über den Boden. „So mach ich, wenn ich ein Tor schieße“, sagt er, fällt

auf die Knie, reißt die Arme zum Jubel hoch. Die Erwachsenen lachen, seine Mutter zieht ihn zu sich. „Qurbanî, qurbanî“, sagt sie und küsst ihn. „Weißt du, was das heißt?“, fragt Jihan ihren kleinen Bruder. „Sowas wie: Ich würde für dich sterben.“ Ameer wirft sich seiner Mutter um den Hals. „Nein!“, ruft er. „Nicht sterben!“ Sie lachen.

Bei alldem ist Sawsan nicht dabei. Beim Essen schweigt sie. Dann geht sie in das Zimmer, das sie sich seit ihrer Ankunft mit Jihan teilt. Und macht die Tür hinter sich zu.

Wieder sind Monate vergangen, seit Sawsan in Tübingen angekommen ist. Sie hat jetzt einen Platz im Sprachkurs. Jeden Nachmittag geht sie zur Volkshochschule, allein. Letzte Woche war sie zum ersten Mal bei einer Therapeutin. Der Alltag gehört immer mehr ihr selbst und ist immer weniger von den anderen geborgt. Die Zukunft hat begonnen, auch wenn die Vergangenheit einfach nicht enden will. Ungeheuer und unsagbar liegt sie in ihr, während sie so gut es geht versucht, noch einmal zu leben.

Am nächsten Morgen brechen die Frauen früh nach Heilbronn zum Fest auf. Seit sieben Uhr haben sie Baklava, Nüsse und Reis eingepackt, mit wenigen Stichen die letzten Nähte ihrer Kleider korrigiert, hektisch Lockenstäbe weitergereicht. Jetzt schlägt in der großen Halle mit den glänzenden Kronleuchtern der erste Musiker die Trommel, ein anderer bläst auf einer Zurna eine Melodie mit nasalem Klang. Die Gäste johlen und reihen sich zum Tanz ein. Sawsan trägt ein schwarzes, mit Pailletten besetztes Kleid. Ihre Haare sind zu einem Dutt gelegt, nur zwei Strähnen rahmen ihr Gesicht ein, ihre Augen sind dunkel geschminkt. Als die Musik erklingt, ist sie die Erste, die aufspringt, um zu tanzen. Sie winkt ihre Schwestern zu sich heran. Seitwärts im Gleichschritt, die Hände verschränkt, die Schultern beben im Rhythmus.

Mit jeder Stunde wird die Halle voller und wärmer. Familien posieren für Fotos, es wird gegessen, getanzt. Dann betritt ein Sänger die Bühne. Er stimmt ein Lied an: „ Neçe dûr“ – Geh nicht weit weg. Die Feiernden drängen sich vor der Bühne, sie alle kennen dieses Lied und stimmen mit ein. Auch Sawsan singt leise mit. Ihre Mutter sieht sie an, fängt den Blick ihrer Tochter ein. Der Schmerz wird wach, und alle am Tisch spüren ihn. Als Töchter und Schwestern treten die anderen hinter sie, setzen sich neben sie, halten ihre Hände. Inmitten des tobenden Fests sitzen die Frauen in glitzernden Roben und stiller Trauer. Geh nicht weit weg.

„Ich erinnere mich an einen Abend, als Mama uns bei Vollmond mit nach draußen nahm und zu uns sagte: ‚Jeder darf sich etwas wünschen.‘ Dabei schauten wir in den Himmel, und niemand sagte ein Wort, denn die Stille sprach für sich. Mein Wunsch war, dass wir irgendwann wieder alle beisammen sind.“

Die anderen kehren zurück zur Musik. Die Reihe der Tanzenden umfasst jetzt den ganzen Saal und alle, die darin sind. Sawsan sitzt noch immer auf ihrem Platz, ihr Blick ist starr. „Sawsan“, ruft ihre Mutter leise und deutet fragend in Richtung der Tanzfläche. Ihre Tochter nickt, bleibt aber sitzen. Noch eine ganze Weile bleibt sie so. Unbeweglich, in sich versunken.

Dann steht sie auf. Sie streicht ihre Haare und das Kleid glatt. Sucht ihre Schwestern unter den Tanzenden. Findet sie, reiht sich zwischen ihnen ein. Und tanzt.

** auf Kurmandschi (Nordkurdisch) der Name der Stadt, die arabisch Sindschar (engl. transkribiert Sinjar) heißt*

***Jihan A. et al.: Dankbarkeit. Die schlimmste Zeit meines Lebens.*